

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Oberhauer aus dem Arbeitsfeld des Querschlags geleitete den alten Geheimrat bis zu dem Hauptschacht zurück, durch den die Auffahrt zu Tage unternommen werden sollte. Werner aber ging mit dem Ober- und dem Fahrsteiger jetzt zu dem neuen Grubensfelde hinüber, ununterbrochen prüfend und besichtigend. Er stieg in den Schachtbauten auf eisernen Leitern empor zu den Arbeitsstätten, die sich über den Köpfen der Arbeiter befanden, und stieg auf Strickleitern hinunter zu den Stollen, wo die Schächte nach abwärts getrieben wurden, und die Arbeiter die Stätte ihrer Arbeit unter den Füßen hatten.

Nach ungefähr dreistündigem anstrengenden Herumwandern an den wichtigsten Arbeitsstätten unter Tage fuhr Werner mit den beiden Beamten wieder empor. Er war schweißgebadet und erschöpft. Das warme Bad in der Badeanstalt, die an das Zechenhaus angebaut war, erfrischte ihn einigermaßen. Dann erreichte er nach kurzer Wanderung die Straßenbahn und fuhr bis zu seiner Villa. Die Wirtschaftlerin Frau Wolf zog ein schiefes Gesicht, denn die Essenszeit war schon lange vorüber. Werner aber nahm nur sehr wenig zu sich; er war todmüde und mußte eine Stunde schlafen, ehe er wieder nach dem Direktorialbureau des Bergwerks ging.

Hier fand sich nachmittags wiederum der Geheimrat Kersten ein, um sich zu erkundigen, in welcher Weise Werner die Arbeiten auf Justinus-Grube weiterzuführen gedenke.

Werner schlug verschiedene Neuerungen vor, und Kersten antwortete ihm:

„Sie kennen den modernen Betrieb besser als ich. Mein Vertrauen zu Ihren Fähigkeiten und Ihrer Energie ist unbegrenzt; ebenso das der Besitzerin der Werke. — Apropos, wir haben ja Ihre Ernennung zum Bergtrat noch gar nicht gefeiert. Wir können die Sache nicht stillschweigend vorübergehen lassen.“

„Wir wollen das nicht tun,“ sagte Werner, „und ich bitte Sie dringend, die Sache als erledigt zu betrachten. Ich habe in der nächsten Zeit so viel zu tun, daß ich mir jede Störung, selbst wenn sie aus den lebenswichtigsten Absichten entspringt, fernhalten muß.“

„Die Sache war nicht so schlimm,“ bemerkte Geheimrat Kersten; „aber die Damen in Saarkirchen meinten, Ihre Ernennung sollte eigentlich durch ein größeres Diner gefeiert werden. Ich sehe es aber Ihrem Gesicht an, daß Ihnen daran nichts liegt. Also lassen wir die Sache. Zu tun haben Sie tüchtig. Noch einmal: strengen Sie sich nicht zu sehr an. Ich werde mir aus alter Freundschaft, die ja schon von Ihrem Herrn Vater her stammt und die ich auf Sie

übertragen habe, gestatten, nicht etwa Ihre Arbeit, sondern Ihre Erholung zu kontrollieren, damit Sie sich nicht kaputt arbeiten, und deshalb werde ich mich wahrscheinlich mit Graf Kliner in den nächsten Tagen bei Ihnen einmal zu einem Statabend ansagen. Sie dürfen nicht abends und bis in die Nächte hinein arbeiten. Das bringt ein Pferd um, und der Mensch hält weniger aus als ein Pferd.“

„Zedenfalls wird mir Ihr Besuch sehr angenehm sein, Herr Geheimrat, obwohl Sie an meinem Statspiel nicht viel Vergnügen haben werden. Ich bin ein miserabler Spieler.“

„Um so mehr werden wir gewinnen,“ meinte Kersten mit eigentümlichem Lächeln und verabschiedete sich von Werner, um ihm nicht weiter Zeit zu nehmen.

Werner mußte eine ganz neue Zeiteinteilung für die nächste Zukunft treffen. Seine Arbeit war verdoppelt, seine Verantwortlichkeit verzehnfacht. Die Arbeiten auf der Justinus-Grube erforderten unausgesetzte Kontrolle und die schärfste Aufmerksamkeit. Die neuen Projekte für die Theresien-Hütte wollte er aber auch nicht gänzlich fallen lassen. Er mußte mit seiner Zeit wirklich geizen. Um sich die nötige Bewegung zu machen, wollte er die Morgenritte beibehalten. Die Vormittagsstunden wollte er aber jetzt auf der Justinus-Grube verbringen und die Nachmittage auf der Theresien-Hütte, wenn nicht irgendwelche wichtigen Konferenzen zu halten waren oder neue einschneidende Dispositionen von ihm persönlich getroffen werden mußten. Inspektor Lenske hatte ja das Bergwerk und die Martindöfen monatelang selbständig geleitet und konnte auch jetzt wieder den Betrieb führen.

Am nächsten Tage wollte Werner der Verabredung gemäß ausreiten und in Klinerfeld den Grafen Edmund zu einem Spazierritt abholen, bei dem die Kiesgruben der Frau Glover besichtigt werden sollten. Spätestens um neun Uhr wollte Werner aber auf der Justinus-Grube sein, um bis zum Mittag das Bergwerk befahren zu haben.

Als er abends von seinem Bureau nach Hause kam, fand er ein dreißigpferdiges Auto vor, das von den Damen aus Saarkirchen kam und dessen Lenker sich ihm zur Verfügung stellte und vorläufig in einem Teile der Kutscherwohnung untergebracht wurde. Der mangelnde Schlaf von der Nacht vorher und die Anstrengung des Tages veranlaßten Werner, sehr zeitig sein Lager aufzusuchen, zumal er am nächsten Tage wieder früh in den Sattel steigen wollte.

6. Kapitel.

Der Kutscher mußte lange an der Tür klopfen, ehe Werner am nächsten Tage erwachte. Dann machte er aber, daß er aus dem Bette kam, kleidete sich rasch an und bestieg das Pferd, das im Hofe seiner harnte. Er sagte der Wirtschaftlerin, er würde um achteinhalb Uhr zurück sein, würde dann rasch frühstücken und sich umkleiden, und um

neun Uhr sollte das neue Auto bereitstehen, um ihn nach der Justinus-Grube zu fahren.

„Wer nie im Morgensonnenlicht
Auf edlem, leichtbehuftem Pferde
Die Welt durchzog, der kennt sie nicht,
Die höchste Wonne dieser Erde!“

In der frischen, kühlen Morgenluft des jungen Tages, der herrlich schön zu werden versprach, hätten die Empfindungen Werners viel wonniger sein müssen, als sie in Wirklichkeit waren. Aber um rasch fortzukommen und nicht in der Stadt aufgehalten zu werden, wählte er den Weg über Saarkirchen nach Kinterfelde. Park und Schloß vor Saarkirchen lagen stumm und still wie in tiefem Schlafe. Als Werner in die Nähe des Schlosses kam, ließ er das Pferd im Schritt gehen und war dann so tief in seine Gedanken versunken, daß er fast mit dem Pferde gestürzt wäre, als dieses stolperte und gar keinen Halt an dem Zügel fand, den Werner ganz lose in der Hand hielt. Dann aber erwachte Werner aus seinen Träumen und ließ das Pferd in schärfster Gangart auf der glatten Chaussee hinunter bis nach Kinterfelde gehen.

Das Pferd des Grafen stand ebenfalls fertig vor der Tür, aber vom Fenster aus bat Graf Edmund den Besuch, doch einen Augenblick einzutreten und ein Glas Tee zu trinken.

„Ich gratuliere zu der neuen Beschäftigung“, rief Graf Kinter Werner nach der Begrüßung zu; „es freut mich, daß Sie gerade die Justinus-Grube unter sich haben. Dort bin ich zu Hause, das alte Grubensfeld kenne ich wie meine Tasche. Auf der Justinus-Grube habe ich nämlich mein praktisches Jahr verbracht. Mein Vater war mit dem alten Buchwald sehr angefreundet, und deshalb bin ich dorthin zur praktischen Arbeit gekommen. Das war kein Spaß, wie ich Sie versichern kann. Der alte Buchwald nahm die Sache höllisch ernst, es wurde mir nichts geschenkt, aber ich habe auch dafür etwas gelernt. Ich sage Ihnen, ich habe nach einem halben Jahre einen Schramm gehauen, daß es ein reiner Staat war. Der Bergmeister — früher hieß er noch „der Geschworene“ — nahm sich meiner auch energisch an. Ich mußte einen ganz neuen Plan für die Wetterführung der Justinus-Grube ausarbeiten und habe natürlich zum Teil fürchterlichen Koffel verzapft. Ein Teil meines Planes ist aber doch zur Ausführung gelangt. Ich weiß noch, wie der alte Geschworene mir klarmachte, die Lust sei vernünftiger als der Mensch; sie gehe nämlich immer den graden und kürzesten Weg, während der Mensch die Krümmen liebe. Damit sprach er über meine Wetterführung zum Teil ein ungünstiges Urteil aus; denn ich hatte mich in allerlei kühnen Theorien ergangen, um auch in abgelegene Strecken frische Wetter einzuführen. Damals dachte man noch nicht an Ventilatoren. Ich bin stolz darauf, daß in meinem Plan schon der große Ventilator erwähnt war, der später aufgestellt wurde. Sie wissen ja, früher hatte man zwei Schachte: Durch den einen zog die oberirdische, frische Luft ein, und aus dem andern zog die unterirdische, schlechte Luft aus, und wenn bei warmem Wetter weder oberirdische Luft einziehen noch unterirdische ausziehen wollte, schadete es auch weiter nichts. Aber ich würde mich heute noch in der Justinus-Grube, wenigstens im alten Felde, so gut zurechtfinden wie in meiner eigenen Wohnung. Die alten Bergarbeiter und die älteren Beamten kenne ich auch alle noch von meiner Arbeitszeit her, und es ist merkwürdig, wie man durch die Erinnerung an gemeiname, schwere, körperliche Arbeit zu den Leuten in Beziehungen tritt.“

Werner und der Graf hatten unterdes jeder ein Glas heißen Tee getrunken und einige Kaffees gegessen. Dann war Werner auch nicht abgeneigt, eine Zigarre zu rauchen, und nun bestiegen sie die Pferde, um nach den Kiesgruben der Frau Glover hinüberzureiten.

„Ich habe an Frau Barbara Glover telefoniert“, erklärte der Graf, „schon gestern nachmittag, und habe ihr mitgeteilt, daß wir um sieben Uhr an den Kiesgruben sein werden. Frau Barbara behauptete, sie würde sich ebenfalls einfinden, obgleich ich ihr klarmachte, daß es dann noch früh am Tage sein würde. Sie schien sehr enttäuscht und erklärte mir, sie sei Landwirtin und gewöhnt, auch sehr zeitig aufzustehen.“

Die Dame hielt auch Wort. Als sie in die Nähe der Kiesgruben kamen, sahen sie von Iversshofen her eine Reiterin im Galopp herangejagt kommen. Es war Frau

Glover, die ein auffallend hohes Pferd ritt und im Sattel eine vorzügliche Figur machte. Lebhaft und freundlich begrüßte sie die beiden Herren und rief ihnen schon von weitem zu:

„Ich bin nicht unpünktlich; Sie sind etwas früher da, als Sie mir mitteilten.“

Die Kiesgruben wurden besichtigt, ohne daß man von den Pferden stieg. Die Gruben wurden in Form von Aufdeckbetrieben, und man konnte oben vom Rande her in das ganze Getriebe auf dem Boden der Kiesgruben hineinsehen. Die Anlage wurde nach sehr veraltetem System betrieben. Die Unternehmer schienen entweder nicht genügend Mittel zu haben oder wollten solche nicht aufwenden. Da durch die vielen Eisenbahnbauten in der Nähe für Kies ein sicherer und guter Absatz möglich war, hätte die Ausbeutung ganz anders betrieben werden müssen. Die Mehrkosten des Betriebes kamen vielfach wieder herein, denn die Gruben konnten die dreifache Ausbeute liefern.

Die Ausführungen Werners, die in vorstehendem Sinne lauteten, wurden von dem Grafen bestätigt, und Frau Glover meinte:

„Ich werde die Kiesgruben nach Ablauf des Kontraktes, der noch ein Vierteljahr dauert, anderweitig verpachten. Ich habe mir längst gedacht, daß ich eine höhere Pacht erhalten kann, wenn sich ein Unternehmer findet, der energisch den Betrieb aufnimmt.“

„Man müßte einmal die Alten studieren und sehen, wie früher die Ausbeute war, zu der Zeit, als Herr Glover noch selbst die Kiesgruben betrieb.“

„Die Alten liegen bei mir zu Hause. Ich muß sie herausfinden, und die Herren müßten sich einmal selbst zu mir bemühen und den Alten ein paar Stunden widmen.“

Nach Besichtigung der Gruben wurde ein flotter Ritt gemacht, und zwar auf den Feldern westlich der Chaussee, die nach Dasburg führte. Schließlich verabredete man, daß am nächsten Sonntag nachmittag der Graf und Werner um vier Uhr bei Frau Barbara Glover sich einfinden sollten, um die Alten durchzustudieren und um mit ihr zu verhandeln, in welcher Weise eventuell die Pacht auszuschreiben sei. Kurz vor Dasburg trennte sich Frau Glover von den Herren, um nach Iversshofen zurückzureiten. Der Graf wollte nach Saarkirchen in das Bureau der Generaldirektion und begleitete Werner über Dasburg hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Um den großen Mast auf dem Freiplatz des nordfriesischen Fischerdorfes saßen und hockten am Sonnabendabend die Burschen und Mädchen des Ortes.

Vom Meer wehte ein scharfer Wind, — und da es stark ebhte, brachte er einen Hauch von Tang und Seegetier mit, — und darunter mischte sich Teergeruch der am Strand liegenden Boote.

Die Dämmerung kroch langsam von Osten her, aber der nordische Tag ist ein zäher Bursche und läßt sich nicht leicht unterkriegen, und wenn die Nacht im Siegesgefühl ihre Schatten durch die Fluren zerrt, da strahlt es ganz im Westen, dort, wo das Meer den Himmel ansutet, noch einmal auf.

Die Wimpel am Freimast rauschen und rauschen geheimnisvoll, und die langen Flaggstümpfe klatschen an den Stamm.

Das klingt schauerlich, wie Flügelschlag, und wenn die Nabe knirscht, erklingt's wie Käuzchenschrei. Im nordischen Mann steckt noch ein gutes Stück Aberglauben, und in der Dämmerstunde wird seine Geisteswelt lebendig und seine Seele öffnet sich für Märlein und Geschichten und saugt sie durstig auf. Und am Freimast lehnte einer und erzählte, und er erzählte aus vollem Herzen. Seine Stimme klang bald klagen und weich und mild, und bald schwoll sie an, und sein Körper satterte und wurde bald klein, und bald wuchs er aus sich heraus wie ein Riese. — Aber seine Augen blieben tot und still, und kein Feuer erglänzte darin, wie in seiner Stimme.

Neben ihm hockte auf dem Kiel eines umgestürzten Bootes ein blondes Mädchen. Den Arm auf das Knie gestützt und den Kopf in die Hand, so schaute es hinauf zu dem Erzähler.

Und was er erzählte, erlebte sie mit, sie siebete und redete sich mit und ward mit klein, und wenn der Erzähler zu laut und zu feurig wurde, ergriff sie seine Hand und flüsterte bittend: „Sehe.“

Und wenn er seine Stimme schaurig dämpfte, daß es die Hörer gruselig überließ, führte sie seine kalte Hand an ihre Lippen und küßte sie.

Die zwanzig, dreißig Burschen und Mädchen um den Freimast saßen und hochten und lagen, und keiner rührte sich, und kein Bursche wagte, den heißenden Tabaksfaß anzuspüren, — und alle erlebten mit, was Seebe am Mast erzählte.

Und er sprach: „Drüben in Helgoland sah es vor 500 Jahren anders aus als heute. Die Felsen waren fester und das Meer war wilder und riß und geriet und wühlte an den steilen Wänden des Oberlandes. Und oben gab es nur wenige Hütten und Gassen und einen freien Platz, der heißt jetzt Hingstgars.“

In einem kleinen Hause wohnte ein alter Fischer mit seinem Enkelkind. Sie war blond wie ein lieber Himmelsengel und hatte Augen wie glänzende Sterne. Und wer das Mädchen ansah, wurde ihm bald hold gesinnt, und je größer und älter sie ward, desto mehr wuchs ihre Schönheit. Ihr Sinn war weich und sanft und ihr Herz groß und gut. Wo eines krank lag auf dem Eiland, wo eines Kummer litt oder Not es packte, da war Gerda Palleske und half und riet und tröstete, und wo sie nur ihre weiche, zarte Hand auflegte, schwanden Fieber und Schmerzen, und sie ward verehrt wie eine Heilige.

Viele Burschen warben um ihre Liebe, aber keiner gewann ihr Herz. Sie war allen gleich freundlich, und darum war ihr keiner gram ob seiner verischmähten Liebe.

Da wurde eines Tages ein fremdes Kaufschiff an den Strand geworfen, und die Helgoländer kämpften in schwerer Nacht mit dem Meer um das Leben der Schiffsmänner. Aber nur einer wurde gerettet. Steif und halb tot fand man ihn im Takelwerk und brachte ihn in Palleskes Hütte.

Wochenlang rang der Fremde mit dem Tode und Gerda wich nicht von seiner Seite. Sie pflegte ihn wie eine Mutter ihr Kind.

Und wenn sie an seiner Bettstatt stand und in sein feines, blaßes Gesicht sah, das von pechschwarzen Locken umrahmt war, da regte sich etwas in ihrem Herzen. Eine wunderbare Nacht zog sie hin zu dem Fremden, in ihrer Seele erklangen zarte, weiche Stimmen, — aber süß und vermorren, — und das Mädchen verstand ihre Sprache nicht. Sie fühlte heiße Blut in ihrem Herzen erglimmen, die so mächtig aufloderte, daß sie sich eines Abends über den Kranken beugte und einen Kuß auf seine Lippen hauchte.

Der Kranke schlug seine Augen auf, dunkle, heiße Augen, die lachend in die erschrockenen Gerdas blickten.

Und das Mädchen schlug die Hände vor das Antlitz und schämte sich seiner Liebe und weinte heiße Tränen. Aber der Fremde zog sie nieder und küßte ihr Träne um Träne aus den Augen, und er flüster ihr in fremder Sprache süße Worte zu.

Nach wenigen Tagen war der Kranke gesund, und die Leute der Insel sagten: „Gerda hat ihn gesundet.“

Der Fremde war ein Portugiese, doch ihm gefiel das Eiland, und er beschloß, auf der Insel zu bleiben und ein Fischer zu werden. Aber bald packte ihn das Heimweh und die Sehnsucht nach seinen Palmenhainen und Vergessluchten, und er fragte Gerda, ob sie mit ihm ziehen wolle.

Das Mädchen liebte ihn mit ihrer jungen, heißen Seele, und sie vergaß um ihn Heimat und Freunde.

Am Tage vor der Abreise schlich sich Gerda aus der Hütte und wandelte die Wade ihrer Zügel, um Abschied zu nehmen.

Die Wolken umirrten traurig den Mond, und die nordischen Sterne verhüllten weinend ihr Angesicht, und die Wellen sangen ein Klagend Abschiedslied, und ihre salzigen Wasser fluteten am roten Fels wie rauschende Tränenbäche.

Auf der ganzen Insel lag ein tiefes Weh, das griff mächtig an Gerdas Herz, und nur ihre große Liebe zu dem Portugiesen bewahrte sie, daß ihr Entschluß wankend ward.

Sie ging am Strand hin und setzte sich zur Erde und strich losend über den Heimatsboden, und sie barg ihr Haupt in dem trockenen Gras und nekte es mit ihren Scheidezähnen.

Doch da hörte sie Schritte zweier Menschen und hörte Liebesgespräche und sah zwei Schatten.

Da schüttelte der Mond einen Augenblick die Wolken ab, doch die fielen wieder über ihn her wie eine Meute wilder Hunde und deckten ihn zu und trafen seine Lichtstrahlen. Doch Gerda hatte in dem einzigen Augenblick genug gesehen, und ihr Herz stand still.

Dicht an ihr war Rodrigo, ihr Bräutigam, vorbeigegangen, und an seine Seite geschmiegt und mit ihm kosend Albina, eine leichtfertige Dirne.

So feierte der Süde Abschied vom Eiland. Gerda verharrte einige Minuten. — Eine ganze, große Welt war in ihr zusammengebrochen und nichts zurückgeblieben als ein großes Grauen.

Sie stand auf und ging den beiden nach. — Ganz ruhig, ganz ohne Erregung.

Sie standen vorm Kirchlein und schraaken zusammen, als sie die Schritte hörten.

Albina erkannte in der Nahenden zuerst Rodrigos Braut, und sie riß sich los. — Aber Gerda hielt sie zurück.

Sie neigte sich zu Rodrigo und entriß ihm sein Dolchmesser und versenkte es kaltblütig in seine Brust.

Albina schrie auf und floh, und Gerda fing ihren Bräutigam auf und legte ihn an den Stufen des Gotteshauses nieder. Dann trat sie in das Kirchlein, und man fand sie betend vor dem Muttergottesbilde.

Am nächsten Morgen ward Ding abgehalten. Die Norden haben ein kaltes Herz. Gerda ward des Nordes für schuldig befunden und inmitten eines großen Gartens gehängt.

Das ist der freie Platz in Helgoland, man nennt ihn Hingstgars, — der Hängegarten.“

Seebe verstummte. Seine Stimme war zuletzt schauerlich eintönig geworden. Sein Antlitz war bleich und die Büge wie gemeißelt, seine Gestalt hart ausgerichtet und steif wie die nordischen Richter des Dings.

Sie merkten nicht, daß Seebe schwieg, sie wußten nicht, daß ihre kurze Tonweise längst verglüht war, sie sahen nicht, daß Arda ganz zusammengefunken neben Seebe saß und schen zu ihm hinausblickte.

Sie wurde auch nicht gewahr, daß ein Fremder an der Linde lehnte und mit höchstem Interesse das Bild da vor sich aufzog: Am Freimast der blinde Erzähler und an seiner Seite die Nordix von seltener Schönheit, und im Kreise die rauhen Friesen, alle im Banne des Blinden.

Erst als der Fremde einige Schritte näher kam und der Sand unter seinen Füßen knirschte, schraf der stumme Kreis empor. Man stand auf, — man musterte den Fremden, und schweigend ging man auseinander, mit schweren, wuchtigen Schritten.

Keiner sagte dem Erzähler Dank. Und der Platz war leer.

Nur Seebe stand noch am Freimast. Er hielt Arda an seiner Hand, und das Mädchen kniete neben ihm und küßte seine Hand, und Seebe neigte sich zu ihr.

Da küßte sie ihn auf die blinden Augen. Dann führte sie ihn fort. Da trat ein junger Bursche zu ihnen. Er sagte höhnisch zu Seebe: „Dein Märlein war fein, Volksredner. Nur schade, daß alles gelogen ist, denn Hingstgars heißt gar nicht Hängegarten, man hat den Platz nach Hengist genannt, der ein Feldherr oder so was gewesen sein soll.“

Die beiden antworteten nicht darauf, sondern schritten ruhig ihres Weges.

Da rief der Bursche wütend: „Seid Ihr zu stolz, Bettelvoll, zu antworten? Na wartet, Ihr werdet noch an Petrow Tifander gebenden.“

Lachend trat Petrow zu dem Fremden, der das Gespräch mit angehört hatte. Er musterte ihn, und als er erkannte, daß dieser zu dem Geschlechte der „Herren“ gehörte, verschwand sofort sein sicheres, prahlendes Auftreten. Er duckte sich und rädte die Mühe und fragte, ob er dem Herrn dienlich sein könne? Dem Fremden ward nicht wohl in der Nähe Petrows. Die stehenden, lauernden Augen, der hämische Zug in seinem Gesicht wirkten abstoßend.

Er sagte deshalb kurz: „Ich bin erst vorhin mit Gefähr angekommen und suche nun meine Wohnung, die ich mir durch die Badeverwaltung besorgen ließ. Ich wohne bei der Witwe Bahlsen.“

Petrow trat einen Schritt zurück und fragte unterwürdig und bewundernd: „Da sind Sie wohl der berühmte Maser Brian?“

Den Fremden berührte diese dummdreiste Frage unangenehm, und er antwortete barsch: „Ich bin Rene Brian. Führen Sie mich zu Frau Bahlsen.“

Die prächtige Stimmung, in die ihn Seebes Erzählung und das ganze Abendbild veretzt hatten, war vercheucht.

Die sinken Beine der Kultur, die seinen Ruhm schon in dieses weltentlegene Fischereest getragen hatten, waren schuld daran.

Schweigend durchschritten sie die dunklen Gassen. Kein Laut regte sich, träumend schlief das Meer am Wattenrand, nur ganz ganz in der Ferne klang vermorrenes Rauschen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau als Erfinderin.

Die Frau betätigt sich, seitdem sie immer mehr in das Leben hinaustritt, auch als Erfinderin, und ein Mitarbeiter der „Dame“ weiß von einer ganzen Reihe von bedeutsamen Erfindungen zu erzählen, die Frauen Erfolg und Ehre einbrachten. Besonders wird es interessieren, daß sich auch Sarah Bernhardt als Erfinderin bewährt hat. Sie ersand ein Verfahren zum Abdücken von Fischen in plastischen Massen und zur Nachbildung der erhaltenen Muster in Marmor, Bronze, Silber oder Gold. Die berühmte Tragödin hoffte damit dem Kunstgewerbe eine neue Richtung geben zu können, und in der Tat hat der bekannte französische Juwelier Lalique eine ganze Anzahl von solchen Mustern erworben und ausgeführt. Auf dem Gebiete des Kunstgewerbes hat auch die bekannte amerikanische Bildhauerin Harriet Hosmer ein bemerkenswertes Verfahren erfunden, durch das man gewöhnlichem Kalkstein das Aussehen von Marmor geben kann, so daß er für bildhauerische und kunstgewerbliche Arbeiten ge-

eignet erscheint; ob sie damit gerade im Sinne der modernen Kunstgewerblichen Bestrebungen, materialgerecht zu arbeiten, einen Nutzen geschaffen hat, bleibe dahingestellt. Wichtiger ist es, daß Hertha Wyrton, die Frau des englischen Elektrotechnikers und Erfinders des Elektrizitätszählers Prof. Wyrton, eine Anzahl von Erfindungen gemacht hat, die sich vor allem auf die Verbesserung des in den Vogenlampen verwendeten elektrischen Lichtbogens bezogen. Die Institution of Electrical Engineers, die größte Vereinigung Englands, erkannte ihre Verdienste durch die große Goldene Medaille und den dazu gehörigen Geldpreis an — das erste Mal, daß eine Frau die im Jahre 1731 gestiftete Medaille erhalten hat. Ein tiefgründiges chemisches Wissen verrät ein deutsches Reichspatent, eine Erfindung zur „Herstellung von Diphenylamin sowie Substitutionsprodukten desselben“, die von einem Fräulein Dr. Irma Goldberg aus Genf herrührt. Auch unter den zahllosen Erfindern, die sich mit der Kunst beschäftigt haben, ist eine Frau zu nennen, Klara Lindner in Hannover, die ein Patent auf einen Drachensieger erhielt, der mit Tragflächen und Steuerflächen besonderer Anordnung versehen ist. Ueberhaupt haben sich die Frauen auf diesem Gebiete besonders erfolgreich erwiesen. Die vielumstrittene Erfindung des Fallschirms ist einer „Bürgerin“ der damaligen französischen Republik namens Labrosse zuzuschreiben, einer „Bräutlein von elegantem Wuchs“, die im Vendémiaire des Jahres VIII zum ersten Male mit einem Ballon aufstieg und sich an einer Höhe von 900 Metern mit dem von ihr konstruierten Fallschirm wieder glücklich zur Erde niederließ. Auf dem Gebiete des Automobils hat Frau Cécile Dennen 1908 ein Patent auf einen aus Schraubenfedern bestehenden Pneumatik-Ersatz erhalten. Dem Institut der „Santa Maria der englischen Fräulein“ in Budapest wurde ein deutsches Reichspatent verliehen, das sich auf ein Arbeitsgerät zum Vernähen von Flogewebe, insbesondere von Samt, bezieht. Zahlreich sind natürlich die von Frauen für das Hauswesen gemachten Erfindungen: eine Vorrichtung zum selbständigen Begießen von Braten, eine Zitronenpresse, die als Tafelgerät dient, werden da genannt. Der Mode dient die Erfindung von Frau Clodine Lecocq, die in Deutschland eine besondere Art von Hüttern patentiert bekam; ein anderes Patent einer Frau schützt eine Vorrichtung zum Festhalten von Damenhüten während des Fäterns, und auch ein „Schnakenschäber“ gegen Mücken, Schnaken und ähnliche Plagegeister, für die Patente erteilt wurden, sind auf das Konto der Frau zu setzen.

Vermishtes.

* Das Vertrauen. Ehe noch die heutigen strengen Gesetze über das Bankwesen in Wisconsin erlassen waren, war die Begründung einer Bank ein verhältnismäßig einfaches Unternehmen. Wie wenig Kapital man dazu nötig hatte, zeigt die Geschichte, die ein erfolgreicher Bankier in einer kleinen Stadt von seinen eigenen Anhängern freimütig erzählte, als er danach gefragt wurde: „Ja, sehen Sie, ich hatte nicht viel anderes zu tun, und so mietete ich ein leeres Geschäftsfloß, und malte mit den schönsten Buchstaben das Wort „Bank“ auf die Fenster. Am ersten Tage, an dem die Bank eröffnet war, kam ein Mann herein und gab mir hundert Dollar in Depot. Am zweiten Tage kam ein anderer Mann und deponierte 250 Dollar. Und sehen Sie, so hatte ich am dritten Tage Vertrauen genug zu den Unternehmungen gewonnen, daß ich selbst hundert Dollar in die Bank einlegte.“

* Der doppelköpfige Cromwell. Ein Trupp wihbegieriger Touristen „macht“ das Britische Museum. Am Schlusse des Rundganges tritt eine eifrige Amerikanerin zu einem Aufseher: „Ich habe überall nach dem Schädel Cromwells Ausschau gehalten. Aber ich fand ihn nicht.“ „Wir besitzen ihn auch nicht“, erklärte der Beamte, „wir haben ihn nie gehabt.“ „Ach, das ist aber schade. Kein Schädel von Cromwell? Sie wissen doch, in Oxford haben sie ein prächtiges Exemplar.“

* Höchst verdächtig. In seinen kürzlich veröffentlichten Erinnerungen an die Tage des Krieges von 1870/71 erzählt der Engländer Ernest Bizetelly eine amüsante kleine Anekdote, die er miterlebte. Sie illustriert die traditionelle französische Neigung, militärische Mißerfolge durch „Verrat“ und „Spionage“ zu erklären. Es war im belagerten Paris, in der Schänke sitzen zwei Soldaten und schütteln die Köpfe über die unabsehbare Kette von „Verrätereien“, durch die Frankreichs Heere Niederlage auf Niederlage erleiden mußten. Eine Pause entsteht; dann blickt der eine Soldat den andern ernst an und legt ihm die Hand auf die Schulter. „Ich bin überzeugt“, sagt er mit Grabesstimme, „daß unser Hauptmann ein Verräter ist.“ „Wirklich? Woher weißt du es?“ „Ja“, erklärt der bedächtige Marsjünger, „ist es denn nie aufgefallen, daß wir jedesmal, wenn er uns vorwärts führt, unweigerlich auf den Feind stoßen?“

* Die Frau als Kapitän. Würden Sie in einem Dampfer reisen, der von einer Frau geführt wird? Diese Frage hat der Intransigant auf die Nachricht, daß eine Dänin, Frau von Wandis, zum Kapitän eines Ozeandampfers ernannt worden ist, einer Reihe von Personen vorgelegt. Unter den Antworten finden sich die größten Gegensätze. Marcel Prevost erklärte, daß er

nicht die geringste Furcht hätte, sein Leben einer Schiffskapitänin anzuvertrauen. „Jedesmal, wenn eine Frau den Platz eines Mannes in irgendeinem Berufe einnimmt, gelingt es ihr wunderbar. Die Frauen sind den Männern nur psychisch unterlegen. Ich würde in einem Dampfer, der von einer Frau besetzt ist, ebenso ruhig reisen, wie ich in einem Automobil fahre, das eine Frau fährt.“ Dagegen ist der Admiral Touchard ein erklärter Feind der Frau als Kapitän. Bei diesem Gedanken schüttelt sich der alte Seebär ganz entsetzt: „Br... ich hoffe, daß der erste Offizier gut auspassen wird auf gas, was die Frau Kapitänin tut!“

Sprachefee des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Ein gemeingefährliches Wort. Niemand tut heutzutage noch etwas, sondern seitens jemandes wird etwas getan — so will's der Modestil. Hier ein paar Beispiele aus neuesten Zeitungen: „Der Antrag wurde seitens der Versammlung einstimmig angenommen...“ Hierin kann nur seitens der Schule dauernde Abhilfe geschaffen werden... Eintrittskarten gelangen kostenfrei zur Versendung seitens der Geschäftsstelle in der Taubenstraße... Seitens der Polizei wurden sofort die nötigen Maßnahmen getroffen... Daraus wird seitens der Verwaltungsstellen wie seitens des Bundesrats hingearbeitet werden“ ist. Allgemein erkennt man an, daß der häufige Gebrauch der Leidestform der Sprache alles Leben, alle Frische und Anschaulichkeit raube. Und in den gegebenen Beispielen ist der Künstler überall nur das böse Wort seitens. Wie einfach, wie anschaulich und lebendig lauten dieselben Sätze in der Tätigkeitsform: Die Versammlung nahm den Antrag einstimmig an... Nur die Schule kann hierin dauernde Abhilfe schaffen... Eintrittskarten werden kostenfrei die Geschäftsstelle in der Taubenstraße... Die Polizei traf sofort die nötigen Maßnahmen... Die Verwaltungsstellen wie der Bundesrat werden hierauf hinarbeiten.“ Uebrigens stehen für einzelne nicht hieher gehörige Fälle anderer Art für seitens bekanntlich auch noch die Wörtchen von und durch zur Verfügung. Deshalb gelte die einfache Regel: Schreibe niemals „seitens“ — werft das Scheusal in die Wollschucht! Und das neuerdings ebenso beliebte greuliche Modewort „weck“ werft hinterdrein! Als ob es in der deutschen Sprache kein zu, zur und zum mehr gäbe!

D. Sarrasin (Berlin.)

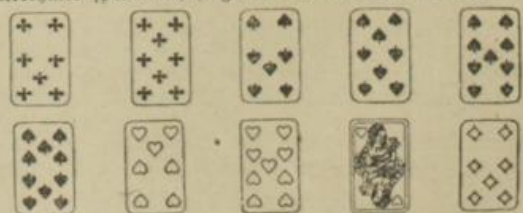
Büchertisch.

— Am 1. Mai erschien Heft 11 des 1. Jahrganges der Monatszeitschrift „Menschenmarkt“, welche von der „Deutschen Liga für Frauenschutz und Frauenrettung“, wie sich der Verband neuerdings nennt, herausgegeben wird. Der Artikel: „Das Gend unjrerer Volkserziehung“ von Prof. Steinbacher wird fortgeführt, indem er sich den Ursachen des Erziehungsleidens zuwendet. Die Novelle „Vore“ von Elyn Karin und die Artikel „Zur Lage der weiblichen Diensthofen“ von Dr. Stroebe und „Mutterschaft und Beruf“ von E. Fros werden fortgesetzt und beendet. Die „Verbandsnachrichten“ und die „Chronik“ beschließen den interessanten Inhalt des Heftes.

— K. Fraentlin, Ja, ja, Amerika! K. Fraentlin hat ein nettes Büchlein „Selbstverlehtes — Selbstverlehtes“ im Selbstverlage herausgegeben, das durch die naturgetreue Wiedergabe des amerikanischen Lebens fesselt und durch die humorvolle Darstellung bitterer erster Szenen amüßant zu lesen ist. Die erste Erzählung „George, ich...“ und „Relamzago!“ führt in das „Pulverfaß“ Mexiko und von da nach New York. George könnte Uncle Sam in höchst eigener Person sein und Relamzago ist ein treues, aber auch ebenso ausgehungertes Mädel, das immer da ankautcht, wo man es am wenigsten erwartet, selbst im Kino weiß es seinem Herrn aufzuwarten. Zwei Skizzen: „Eine erotische Weihnachtsnacht“ und „Vooßenboot Nr. 13“ sind ungemein fessend. Die letztere schildert, wie der Autor bei der Rettung eines Menschenlebens sein Augenlicht verloren hat. (K. Fraentlin, Palenlee, Lügenstraße 2.)

Skat-Aufgabe.

Mittelhand spielt auf folgende Karten Null ouvert:



Das Spiel soll verloren werden. — Wie muß die Verteilung der Karten und der Gang des Spieles sein?
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Salamt, Salamt.